



Carlo Strenger Israel.

Einführung in ein schwieriges Land

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

INHALT

Einleitung	7
Wunden des Krieges, Narben der Friedenssuche	12
Ist Israel ein unmögliches Land?	18

TEIL I • EIN ZERRISSENES LAND

Gruppenbild mit Radio	25
Die Juden und die Moderne	51
Die jüdische Universalismus und sein Schicksal in Israel	53
Die zionistische Rechte	58
Die nationalreligiöse Rechte – gnostische Politik	63
Die ultraorthodoxe Verwerfung der Moderne	68
Israels zerrissene Identität	73

TEIL II • ISRAEL UND DAS »JÜDISCHE PROBLEM«

Die jüdische Existenz in der Diaspora	77
Die Entstehung des »jüdischen Problems«	78
Die Psychodynamik der Todesverleugnung	83
Die Verwerfung des Anderen	87
Israel, die verspätete Nation	90
Sonderfall Israel	96
Israel und das europäische Schuldgefühl	98

Israel als Haßobjekt der Linken	101
Israel und der europäische Mainstream	106
Die enttäuschte Hoffnung auf den ewigen Frieden	108
Die Rückkehr der Geschichte	110
Israel und die Menschenrechte	113
Operation Shylock: War Israel ein Fehler?	120
Enttäuschte Universalisten	125
Die unerwartete Normalisierung der Juden	130
Jenseits des Jerusalemsyndroms	135
Apokalypse now!	140
Für einen neuen Realismus der Politik	144
Nachwort	148
Anhang	157
Anmerkungen	157
Übersicht	165
1. Das Judentum in der Moderne	165
2. Politische Gruppierungen in Israel	167
3. Ergebnisse der 18. Wahl zur Knesset 2009	173

Gruppenbild mit Radio

Kaum sieben Kilometer einer langen, urbanen Straße trennen das Zentrum von Tel Aviv und das Zentrum von Bnei Brak. Beide Städte sind Teil von Israels größter und zentraler Ansiedlung, dem sogenannten Dan-Block, dessen Herzstück Tel Aviv ist. Die Übergänge sind fließend; wer nicht weiß, daß er gerade von einer Stadt in die andere wechselt, könnte nicht sagen, wo die Grenze der Städte verläuft. Und doch kann man sich kaum einen größeren Kontrast vorstellen als den zwischen dem Zentrum von Tel Aviv und dem von Bnei Brak, etwa an einem Donnerstag abend. In Tel Aviv strömen die Menschen zu dieser Zeit aus den Büros, unterhalten sich auf den Plätzen, machen Besorgungen, gehen am Strand joggen oder lassen den Tag in einer Bar oder einem Restaurant ausklingen. In Bnei Brak hingegen sind die Straßen wie leer gefegt, von der pulsierenden Betriebsamkeit einer Großstadt ist hier nichts zu spüren. Die Menschen sind statt dessen zu Hause, kochen, beginnen mit den Vorbereitungen des tags darauf beginnenden Sabbats – und hören Radio. Während in Tel Aviv in vielen Wohnungen der Fernseher läuft, ist dies hier verpönt. Fernsehen gehört in der ultraorthodoxen Welt zu den säkularen Beschäftigungen, die als Bedrohung der eigenen Identität wahrgenommen werden. Doch auch ultraorthodoxe Familien haben ein Unterhaltungs- und Informationsbedürfnis, und so lauschen viele Familien donnerstags abends einem der vielen ultraorthodoxen Radiosender im Land.

Einige von ihnen sind sehr populär, der größte heißt »Radio Kol Chai« (Stimme des Lebens), der aus einem Gebäude im Gewerbegebiet zwischen Tel Aviv und Bnei Brak sendet. In den späten neunziger Jahren hatte diese Station donnerstags

abends zwischen zweiundzwanzig Uhr und Mitternacht eine beliebte politische Talkshow namens »Das Parlament« im Programm, die einige Zeit Elazar Sturm moderierte. Sturm, mittlerweile 63 Jahre alt, war damals eine gute Wahl für das Programm. Gebürtig in Bnei Brak, wurde er ultraorthodox erzogen und kennt die Lebenswelt und Kultur der Religiösen aus eigener Anschauung. Als Achtzehnjähriger verließ er die Ultraorthodoxie, absolvierte als Lehrer den Militärdienst und wurde im Lauf der Jahre zu einer wichtigen Gestalt im israelischen Kulturleben. In unterschiedlichen medialen Formaten versuchte er Brücken zu schlagen zwischen der säkularen und der religiösen Bevölkerung Israels. Als er mir 1997 vorschlug, ich solle die israelische säkulare Linke für gleich eine ganze Reihe von Sendungen in diesem Programm vertreten, sagte ich gern zu. Auch ich war religiös erzogen worden; ich spreche noch heute fließend Jiddisch und kenne seit meiner Kindheit die kulturellen Codes der ultraorthodoxen Gesellschaft, der ein Großteil meiner weiteren Familie angehört.

Ende der neunziger Jahre hatten die Spannungen zwischen der Ultraorthodoxie und den Säkularen stark zugenommen. Dies hatte auch mit der gesamtgesellschaftlichen Polarisierung infolge des begonnenen und dann durch die Ermordung Jitzchak Rabins 1995 unterbrochenen Friedensprozesses zu tun. Ein großer Teil davon aber war auf durchaus wechselseitige Ignoranz zurückzuführen. Der »Dan-Block« ist dafür ein gutes Beispiel. Obgleich Tel Aviv und Bnei Brak aneinandergrenzen, haben ihre Bevölkerungen miteinander wenig Kontakt. Säkulare Israelis sehen die Ultraorthodoxen als ein unverständliches anthropologisches Phänomen. Männer, die auch im heißen israelischen Sommer mit schwarzen Anzügen und Hüten gekleidet sind; Frauen, die lange Kleider tragen, die ihre Arme bis über die Handgelenke bedecken,

deren Haare nie zu sehen sind und die mit Anfang Zwanzig oft schon fünf Kinder haben. Viele Säkulare glauben tatsächlich, daß die Ultraorthodoxen beim Geschlechtsverkehr ein gelöchertes Leinentuch zwischen Mann und Frau legen. Sicherlich ist dieses Vorurteil auch damit zu erklären, daß das orthodoxe Judentum über so viele Gebote und Verbote verfügt, die für Außenstehende unverständlich sind, so daß sich Mythen sehr leicht halten. Viele Ultraorthodoxe wiederum leben in einer geradezu phobischen Ablehnung der säkularen Kultur, die sie als sexualisiert, sündhaft, materialistisch und amoralisch empfinden. Wenn ultraorthodoxe Männer in ein säkulares Stadtviertel geraten, versuchen sie oft, mit ihren Hüten die Augen vor dem Anblick junger, leichtbekleideter Frauen zu schützen, Gleiches versuchen sie bei Reklameschildern, die Nackte oder Leichtbekleidete zeigen. Gemeinhin wissen sie von der westlichen Kultur fast gar nichts. Das Ziel der Religiösen, im Einklang mit den göttlichen Gesetzen zu leben, ist den Säkularen, insbesondere den Linken unter ihnen, ein Dorn im Auge, treten sie doch in guter aufklärerischer Tradition für die Trennung von Staat und Religion ein und reagieren allergisch auf alle Versuche, das öffentliche Leben noch stärker den Gesetzen des jüdischen Glaubens zu unterwerfen, als dies in Israel bereits der Fall ist; man denke an das Aussetzen der öffentlichen Verkehrsmittel am Sabbat oder den Umstand, daß Juden in Israel nur durch orthodoxe Rabbiner getraut werden können, was im übrigen viele säkulare Israelis veranlaßt, aus Prinzip im Ausland zu heiraten.

Vor diesem Hintergrund war ich überzeugt davon, etwas zu einem Brückenschlag zwischen diesen einander so fernen Teilen der israelischen Gesellschaft beitragen zu können, als ich an einem Donnerstag abend das erstmal das Studio von Radio Kol Chai betrat. Doch meine euphorische Stim-

mung verflog rasch, Mißtrauen schlug mir entgegen, bevor ich auch nur einen Satz gesagt hatte. Schon mein erstes Auftreten schien die Radio-Mitarbeiter zu verstören: Mein glattrasierter Kopf ist in Israel ein Symbol für den liberalen Säkularismus. Außerdem war ich mit einem Sportmotorrad gekommen und war mit Jeans, Stiefeln und Lederjacke bekleidet. Für sie schaute ich aus, als sei ich von einem anderen Planeten gekommen, auch wenn ich in Wirklichkeit nur wenige Kilometer gefahren war.

Mit den Produzenten der Sendung verstand ich mich nach anfänglichem Mißtrauen gut, das Gefühl der Fremdheit verschwand innerhalb weniger Wochen. Viele verstanden bald, daß ich zwar in vieler Hinsicht kritisch gegenüber der Ultraorthodoxie eingestellt war, sie und ihre Welt aber gut verstand und in keinem Fall verachtete. Wie so oft war der menschliche Kontakt das beste Mittel, um die eigenen Vorurteile zu überwinden. Doch jedesmal, wenn ein Vertreter der Ultraorthodoxie erstmals im Studio auf mich traf, mußte das Mißtrauen von neuem überwunden werden. Irgendwann begriff ich, daß viele Ultraorthodoxe davon ausgehen, säkulare Israelis seien aus Prinzip ignorant gegenüber der jüdischen Religion. Nach und nach verstand ich, daß die meisten von mir Antipathie und Unverständnis regelrecht erwarteten. Ich versuchte daraufhin, diesem Reflex mit allen Mitteln entgegenzuwirken. Recht effektiv war dabei, mit einem authentischen Akzent jiddisch zu sprechen. Wenn ich dann auch noch Kenntnis der jüdischen Gesetze zeigte, führte dies immer wieder zu großem Staunen. Interessant war etwa die Reaktion eines ultraorthodoxen Gastes, der mich zum erstenmal traf. Mitten in der Sendung, nachdem ich humorvoll einen jiddischen Insiderwitz gemacht hatte, rief er aus: »Aber du hast doch wirklich eine jüdische Seele! Wie kann es denn sein, daß du ein so un-

jüdisches Leben führst?« – Seine Verwunderung war echt. Er nahm an, ein säkularer Jude könne nur aus Unwissenheit nichtreligiös leben. Als ich ihm lächelnd erklärte, ich sei religiös aufgewachsen, war er kurz verstimmt, beendete aber die Diskussion in der Hoffnung, Gott werde mich wieder auf den rechten Weg zurückbringen.

Eines Abends war der damals gerade gewählte Parlamentarier Meir Porusch zu Gast. Er war ein gutes Beispiel für einen weltzugewandten, gewieften, freundlichen Ultraorthodoxen, der es verstand, mit Andersdenkenden humorvoll zu kommunizieren und die Interessen der Ultraorthodoxie auf eine der Außenwelt verständliche Art zu vertreten, und es war ein Vergnügen, mit Porusch zu diskutieren. Mir schien es zuweilen, als sei eine Annäherung zwischen der Linken und der Ultraorthodoxie allen Verwerfungen zum Trotz möglich. Und doch sollte zehn Jahre später an seiner Person etwas zum Vorschein kommen, wovon die Ultraorthodoxen für gewöhnlich schweigen. Im Jahre 2008 bewarb sich Porusch um das Amt des Bürgermeisters in Jerusalem. Seine Wahlkampagne war raffiniert. Als großer, stämmiger Mann mit einem riesigen Bart entsprach er auf fast schon übertriebene Weise dem Stereotyp des Ultraorthodoxen, und sein Team inszenierte dieses Stereotyp, indem es mehr oder weniger witzige Karikaturen seiner Person verwendete. Die Herausforderung des Wahlkampfes bestand für ihn darin, die nichtorthodoxen Bürger Jerusalems davon zu überzeugen, daß er ihre Interessen genauso wie die der Ultraorthodoxie vertreten würde. Kurz vor den Wahlen schien es, als ob das Konzept aufgehen würde. Porusch führte in den Meinungsumfragen, doch dann machte er einen entscheidenden Fehler. Nach einer Pressekonferenz, als er bereits mit seinen Mitarbeitern alleine zu sein glaubte, sagte er ihnen auf jiddisch: »Ihr werdet sehen: in zwanzig Jahren wird